


## Die Sägemühle im Waldwinkel.

Erzählung von O. Sandor. [4]

Ich gehe von hier zu Fuß nach Ellinghof," sagte der Justizrat, „Du donnerst mir auch nicht den Hof hinein, sondern fährst sachte von hinten herum an die Einfahrt, hörst Du, Jochem?"

„Weiß schon," nickte dieser, und fuhr langsam vorweg, indessen der Justizrat den kürzeren Fahrweg nach dem Gehöft einschlug.

Ein breiter, schilfbestandener Graben umgab die breitspurigen Hofgebäude. Eine morsche Holzbrücke führte darüber in einen weiten, gepflasterten Hof, den die Gebäude, das Wohnhaus in der Mitte, von drei Seiten umschlossen. Auch hier war alles still, wie ausgestorben.

Einzig und allein die peinliche Sauberkeit und Ordnung ringsum verrieten, daß hier Menschenhände walteten und das Haus Bewohner barg.

Nun wurde eine Seitenpforte geöffnet, und heraus trat eine alte Magd mit einem Korb frischgeschnittenen Gemüses. Als sie den Justizrat gewahrte, setzte sie den Korb nieder und schlug vor Verwunderung und Ueberraschung die Hände zusammen.

„Herr Justizrat! Allmächtiger Gott! Und am sinkenden Abend — ist doch kein Unglück passiert in der Stadt?"

„Nein, nein, Krischane," sagte der Justizrat, der Alten die Hand reichend, „es ist nichts passiert; und ich komme nur zur Kurzweil mal herüber, um nach meinem Bruder zu schauen, wo steckt er denn?"

„Der Herr? Ei, wie gewöhnlich — auf der Kellerstube nach Osten. Soll ich ihm sagen?"

Schloß Hohkönigsburg vor der Zerstörung.

„Nein!" sagte der Justizrat rasch, „ich will ihn überrumpeln. Ich weiß ja den Weg. — Laß Sie sich nur nicht aufhalten."

Und an der Magd vorüber, schritt er zur Hausthür und trat in den mächtigen, saalartigen Vorplatz, dessen Wände von großen Schränken und altertümlichen Truhen aus tiefnachgedunkeltem Mahagoniholz verdeckt waren. Im Hintergrunde zweigte ein dunkler Gang sich ab, welcher auf die im Osten des Hauses befindliche Kellerstube mündete.

Ein paar Treppenstufen führten zu dem mäßig großen, zweifenstrigen Zimmer. Draußen vor den Fenstern stand eine Reihe uralter Linden, die, so lange sie belaubt waren, eine grüne Dämmerung in der Stube verbreiteten. Das dichte Gezweig, das sich an die Fenster herandrängte, ließ keinen Sonnenstrahl hindurchschlüpfen; in diesem Augenblick, als der Justizrat hereintrat, war es fast dunkel drinnen; ein einziger fahler Lichtstreifen fiel über den hochrückigen Lehnstuhl am Fenster, in dem der ehemalige Sägemüller saß und seine Pfeife rauchte.

Er hatte sich äußerlich nur wenig in den verflossenen fünfzehn Jahren verändert. Nur sein Haar war weißer geworden und die strengen Linien um Mund und Augen hatten sich verschärft, wodurch das Gesicht einen beinahe finstern Ausdruck annahm, besonders wenn sich die buschigen Augenbrauen zusammenzogen und die Augen ihre Blitze strahlten.

Als die Thür geöffnet wurde, wendete er den Kopf dem Eintretenden zu. Seine Züge veränderten sich nicht, als er seinen Bruder erkannte.

„Christian!" sagte er gleichgiltig, „woher kommst Du auf einmal angeschneit?"

„Ich wollte mich nur einmal überzeugen, ob Du denn noch lebst, Johannes Talens!" entgegnete der Justizrat, „wie ich sehe, ist noch alles beim Alten."

Johannes Talens deutete auf den Lehnstuhl am andern Fenster. „Mach Dir's bequem. Alles beim Alten. — Jawohl — wird auch wohl kaum anders werden, so lange ich noch über der Erde bin. Um mich brauchst Du Dich nicht zu sorgen, Bruder Christian. So lang' Du nichts von mir hörst, so lang' bin ich mobil, nachher wird man Euch rufen."

„Auf deutsch gesagt: Laßt mich in Ruh, ich brauch Euch nicht," knurrte der Justizrat, unterdes vergräbst Du Dich auf Ellinghof, wie der Maulwurf in seinem Bau. Ist das eine Weise von einem anständigen Menschen? Die Toten bei den Toten, aber die Lebendigen bei den Lebendigen."

„Kann den Lebendigen hüben und drüben einerlei sein, wo ich stecke," sagte Johannes Talens mürrisch, niemand fragt draußen nach mir. Mit allem, was außerhalb Ellinghof liegt, habe ich abgeschlossen. Ich lebe meine Zeit pflichtschuldigst zu Ende und dann Punkt dahinter. Und müßig bin ich unterdes auch nicht; meine Weiden, meine Pferde, mein Vieh können sich sehen lassen."

Der Justizrat zuckte ungeduldig die Achseln. „Als ob Du keine näher liegenden und andre Pflichten hättest, als Dich um Dein Vieh zu bekümmern! Niemand fragt nach Dir draußen, sagst Du. Das ist nicht wahr. Du hast noch Angehörige, Blutsverwandte, die nach Dir fragen. Du hast einen leiblichen Sohn in der Welt, der jeden Tag heimkehren kann, Du hast eine anmutige Enkelin, Du hast einen Bruder und eine Schwägerin. Wir alle haben ein Recht auf Dich —"

„Still!" rief Johannes Talens auffahrend, „ich will davon nichts hören. Du weißt, daß solche Ansprachen ihren Zweck bei mir verfehlen. Ich habe k e i n e n Sohn; der ist tot, seitdem er ehrlos wurde; und alles andre, was drum und dran hängt, ist für mich in jener Nacht gestorben, als meine Doris aus Gram über den ungearteten Sohn ihre Augen schloß, für ewig. Seitdem bin ich mit der Welt fertig, ich entbehre niemand und mich entbehrt niemand, so sind wir quitt. Punktum."

„Wenn Du nicht so unerhört eigensinnig und selbstsüchtig wärst," grollte der Justizrat. „Ehrlos — als ob der eine leichtsinnige Streich Deines Sohnes ihn für immer zu einem Ehrlosen stempelte — Blödsinn. Du hast damals Southen Co. ihren Verlust auf Heller und Pfennig aus Heinrichs Erbteil zurückerstattet, und damit ist jedes Recht derselben, Deinen Sohn als Betrüger zu betrachten, hinfällig. Und was Heinrich selber anbelangt, so bin ich überzeugt, daß er in der Welt es zu etwas gebracht hat, und daß Du stolz auf ihn sein könntest, wenn Du nicht jede Verbindung mit ihm abgebrochen hättest. Ebenso lächerlich und ungerechtfertigt ist Deine Behauptung, daß Heinrich gewissermaßen den Tod Deiner Frau verschuldet hätte. Doris' Leben hing damals schon an einem seidenen Faden, das weißt Du so gut wie ich: ebensowohl könntest Du Dich selber anschuldigen, sie durch die Mitteilung des Vorgefallenen erschreckt und damit die Wiederholung des Schlaganfalls herbeigeführt zu haben. Thatsächlich hast Du weder Heinrich noch Dich anzuklagen. Unser Herrgott hielt das Stundengläschen in der Hand, und wenn es ruft, müssen wir hören, gleichviel zu welcher Zeit und aus welcher Ursache. Aber von allem dem abgesehen, hattest Du nicht die geringste Ursache Dein einziges verwaistes Enkelkind zu verstoßen. Schon als Vermächtnis Deiner Tochter und Deiner Doris, die die Kleine abgöttisch liebte, hätte das Kind Dir heilig sein müssen. Mensch! Johannes Talens, was bist Du für ein Kauz. Brauchtest die Thür nur offen zu halten, und Jugend und Sonnenschein fluteten über Dein altes Leben und in Dein dunkles Haus, und Du verschließt Dich trotzig und überläßt andern den Schatz, auf den Du das nächste Anrecht hättest. Wenn Du sie nur mal sehen wolltest, die Erika — lauter Sonnenlicht, und Deiner verstorbenen Frau wie aus den Augen geschnitten."

Johannes Talens antwortete nicht. Die dicken Rauchwolken, die seinem Mund entquollen, verhüllten sein Gesicht und das schmerzhafte Zucken in seinen Zügen.

„Bist Du nur deswegen gekommen?" fragte er nach einer Weile.

„Nein. Ich bin in geschäftlicher Angelegenheit hier. Eine auswärtige Firma läßt durch ihren Vertreter bei mir anfragen, ob Du die Sägemühle, das Wohnhaus und die Fabrikgebäude verkaufen willst."

„Nein."

„Ich würde Dir aber dazu raten, den Verkauf abzuschließen; ich wüßte wenigstens keinen triftigen Grund, weshalb Du's nicht thun solltest."

Johannes Talens schwieg.

„Ich will mir's überlegen und Dir in einigen Tagen Antwort schreiben," sagte er endlich.

„Gut. Vergiß es aber nicht."

Die beiden Brüder plauderten darauf von gleichgiltigen Dingen. Nach einer Weile meldete Krischene, daß im Wohnzimmer das Abendessen bereit stehe, worauf sich die beiden Männer dorthin begaben.

Gegen neun Uhr fuhr der Justizrat wieder fort.

Johannes Talens stand auf dem Hofe und blickte dem Wagen lange nach, dann machte er kehrt und ging in den Garten.

Er dachte an dies und jenes, vergangenes; der Besuch des Bruders hatte ihn doch ein wenig aus seiner gewohnten Teilnahmlosigkeit aufgerüttelt. Im letzten Jahre war die Sehnsucht, die alte Heimat, in der er soviel glückliche Jahre an der Seite seiner unvergeßlichen Frau verlebt hatte, wiederzusehen, oft mächtig in ihm aufgestiegen und in dieser Stunde kam es stärker als je zuvor über ihn: Das Heimweh nach der Stätte seines einstigen Wirkens und seines einstigen Glückes.

Und wieder träumte er:

Die Jahre waren wie ausgelöscht. Die Sägemühle arbeitete wieder, im Hause wohnten wieder Menschen, im Garten blühten wie ehemals Centifolien und „Gretchen im Grünen".

Von fernher rasselten die Maschinen in der Fabrik. Die Schlote rauchten. Auf der Heide stand eine Kolonie freundlicher Arbeiterwohnungen.

Ja, es war alles, wie er sich einst das Zukunftsbild erträumte; nur eins war anders: hoch über dem Dachfirst funkelte ein fremder Name.

Johannes Talens und Sohn. — Verweht und verlöscht war der Name, noch ehe der Traum Gestalt angenommen.

Der einsame Mann seufzte tief auf. Ueber Nacht war das Unglück in sein Leben getreten und hatte die ganze aufkeimende Saat seiner Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet. — — — — — — — — — — — —

Herr Mertens aus Rio de Janeiro hatte vor Fräulein Menzels Augen keine besondere Gnade gefunden.

Die alte Dame war im Verkehr mit Herren, und besonders mit Herren, die jünger als sie selbst waren, ziemlich anspruchsvoll. Sie verlangte in erster Linie, daß der Betreffende, dem sie die Gunst ihrer Unterhaltung gewährte, ihr unbedingt seine volle und ausschließliche Aufmerksamkeit zuwendete, und das hatte Herr Mertens nicht gethan.

Fräulein Clarissa fand das höchst unschicklich, und als der fremde Gast gegangen war, äußerte sie sich sehr abfällig urteilend über ihn.

Merkwürdigerweise widersprach Erika der Tante. Sie fand den Amerikaner hübsch, liebenswürdig, sympatisch, interessant — außerdem war es doch ein Freund ihrer verstorbenen Eltern gewesen.

Fräulein Menzel schüttelte den Kopf.

„Sonderbar! Ich bin doch auch bei Deinen Eltern täglich ein- und ausgegangen, ich habe nie den Herrn dort gesehen, auch seinen Namen nicht nennen hören. — Wer weiß?! Der Justizrat ist ein alter Mann — —"

„Nur zwei Jahre älter als Du, Tante."

„Der Justizrat läßt sich leicht täuschen," fuhr Fräulein Menzel unbeirrt fort, „man hat schon viel gehört, daß sich Hochstapler und derlei Gaunervolk auf solche Art und Weise in anständige Familien schleichen. Ich meine, dieser Herr Mertens hätte auch so etwas Abenteuerliches an sich — ich werde seinen Besuch lieber unbeachtet lassen."

Dagegen hatte Erika nun ihrerseits wieder viel einzuwenden. Abenteuerlich! Wie die Tante nur auf so etwas kommen konnte! Herr Mertens mache doch im Gegenteil einen so gediegenen, angenehmen Eindruck. Sie habe sich wenigstens auf den ersten Blick von seinem Wesen angezogen gefühlt.

„So — so —" Die Tante machte ein ganz sonderbares Gesicht und nahm sich im stillen vor, von nun an auf ihre Nichte ein doppelt wachsames Auge zu haben. Und Erika dachte ihrerseits, was wohl die Tante sagen würde, wenn sie wüßte, daß sie — Erika — beinahe anderthalb Stunden mit dem Mexikaner am Mühlenbach gesessen und geplaudert habe. Aber diesmal hielt jede mit ihren Gedanken vorsichtigerweise hinterm Berge. —

Unten, in der justizrätlichen Wohnung, herrschte seit Tagen große Verwirrung und Unruhe. Die Justizrätin war im letzten halben Jahre leidend gewesen und der Hausarzt hatte ihr einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in einem süddeutschen Badeort anbefohlen. Der Justizrat wollte seine Frau zur Stelle bringen und die ersten vierzehn Tage, bis sie sich eingelebt und Anschluß gefunden, dort bleiben.

Frau Anna hätte Erika gern mitgenommen, aber Fräulein Menzel lehnte die Einladung für ihre Nichte so entschieden ab, daß jeder Versuch, sie umzustimmen, von vornherein ausgeschlossen schien.

Der Justizrat brachte zum Nachmittagskaffee noch einen Gast — Herrn Mertens aus Rio de Janeiro — mit hinauf. Die Herren zogen sich in eine Ecke des gemütlichen Wohnzimmers zurück, in das hinein wenigstens nicht die Wogen der Reisevorbereitungen brandeten.

Justizrat Talens hatte vor einer Stunde einen Brief vom Ellinghof erhalten, den er dem Mexikaner jetzt zum Lesen gab.

„Lieber Christian," schrieb Johannes Talens, „ich habe mir Deinen Vorschlag über-

legt und gefunden, daß Du recht hast. Ich bin gewilligt, meine Besitztümer auf das Haus, Heide, Gebäude nebst zugehörigem Grundbesitz zu verkaufen für den Preis von fünfzigtausend Mark; Anzahlung mindestens fünfzehntausend und den Rest auf erste Hypothek zu vier Procent. Sei so gut und schicke mir eine Vollmacht zur Unterschrift, damit Du alles für mich erledigen kannst.

Dein Bruder Johannes."

Erika kam gerade mit dem Kaffeegeschirr herein, als Herr Mertens den Brief wieder zusammenfaltete und aus der Hand legte.

„Denken Sie nur, Fräulein Erika — jetzt werde ich Sägemüller," sagte Herr Mertens, und es zitterte etwas wie Rührung durch seine sonore Stimme. „Ihr Herr Großvater verkauft mir seinen gesamten Besitz in der Heide, und ich werde im November dort meine Fabrik eröffnen."

Erika hätte vor lauter Erstaunen beinahe das Tablett mit sämtlichen Tassen zu Boden geworfen. Immer wenn der Onkel davon sprach, daß die Sägemühle eines Tages doch verkauft werden müsse, hatte sie einen kleinen, schmerzhaften Stich empfunden.

„Meine Neuigkeit scheint Sie nicht zu erfreuen," sagte der Mexikaner.

„O — doch — es kam mir nur so überraschend," erwiderte Erika, „ich habe mich so daran gewöhnt, die Sägemühle als Besitz unsrer Familie zu betrachten. Im Sommer bin ich oft täglich draußen."

„Hoffentlich werden Sie Ihre Ausflüge dorthin auch in Zukunft nicht einschränken," sagte Herr Mertens, „ich hoffe bestimmt, Sie kommen, oft — sehr oft —"

Erika schüttelte zweifelnd den Kopf. — „Das würde man mir doch übel vermerken, besonders Tante Clarissa gäbe es nicht zu. — Und dann — wenn erst mal die Maschinen dort rasseln und das fremde Arbeitervolk überall umherläuft."

„O, geben Sie acht — Ihr Lieblingsplätzchen wird auch dann nichts von seinem idyllischen Zauber verlieren? Ich will das Haus bewahren, die Sägemühle soll auch wieder arbeiten. Haus und Mühle werden in weitem Umkreis von einer hohen Pallisade umfaßt; dahinter arbeitet die Fabrik. Mir selber liegt daran, die Poesie des alten Werkes Ihrer Vorfahren mütterlicherseits möglichst zu wahren. Und was das andre anbelangt, so wird doch gewiß niemand etwas einzuwenden haben, wenn Sie nach wie vor hinaus wandern. Fragen Sie nur den Herrn Justizrat — ich — ich könnte ja ganz gut Ihr Vater sein, Fräulein Erika!"

Der Justizrat blickte von Herrn Mertens zu Erika und wieder zurück. Ein eigener nachdenklich sinnender Zug trat in sein Gesicht.

„Es werden sich Wege finden," murmelte er, aber es klang mehr, als spräche er zu sich selber als zu den beiden andern.

„Mach, daß Du den Tisch deckst, Eri'," sagte er dann hastig, „ich will meine Frau rufen."

„Ich werde auch auf mehrere Wochen verreisen müssen," sagte der Mexikaner zu Erika, „ich muß einige westphälische Eisenwerke aufsuchen, um wegen Lieferung von Maschinen zu unterhandeln. Da wir beinahe den gleichen Weg haben, fahre ich übermorgen mit Herrn und Frau Justizrat. — Wie schade, daß Sie nicht mit von der Partie sind."

„Ja, das ist schade," sagte Erika aufrichtig bedauernd.

„Werden Sie mich auch nicht vergessen und mir Ihre freundschaftliche Gesinnung bewahren, bis ich wiederkomme!"

„Ich werde oft an Sie denken, Herr Mertens," erwiderte Erika rasch — „ich —"

„Ich danke Ihnen, Fräulein Erika," sagte Herr Mertens und küßte die kleine, warme Hand, „ich werde auch im Geiste jede Stunde Ihre liebe Gegenwart genießen." — — —

Erika hatte die Abreisenden zur Bahn begleitet. Soeben verließ der Zug, der Onkel und Tante Talens, sowie Herrn Mertens, ihrem fernen Ziele zuführte, den Bahnsteig. Die Justizrätin und Herr Mertens winkten noch mit ihren Taschentüchern, bis die nächste Curve die einsam auf dem Bahnhof Zurückbleibende ihren Blicken entzog. In wunderlich gedrückter Stimmung begab Erika sich auf den Heimweg. Mehr als sie es sich selber gestehen mochte, betrübte es sie, daß sie nicht mitreisen durfte.

Freilich — wenn sie ehrlich gegen sich sein wollte, empfand sie diese Verstimmung erst seit dem Augenblick, wo Herr Mertens ihr eröffnet, daß er auch mitfahren werde.

Was war das?! Erika errötete wieder heiß bei dem bloßen Gedanken — warum beschäftigte ihre Phantasie sich immer wieder mit diesem Fremden! —

„Ich könnte ja Ihr Vater sein!" hatte er gesagt.

Erika schüttelte den Kopf. Das wollte ihr nicht in den Sinn. — In der Hausthür begegnete Friederike ihr, mit Schachteln und Taschen beladen und zur Abreise gerüstet.

„Halt Dich nur munter, Prinzessel, und laß Dir die Zeit nicht lang werden," sagte die Alte beim Abschiednehmen.

(Fortsetzung folgt.)

# Schloß Hohkönigsburg.

(Zu unsern Bildern.)

Unserm deutschen Kaiser, dessen Vorliebe für Kunst und Wissenschaft männiglich bekannt ist, wurde in letzter Zeit im Unter-Elsaß von der Stadt Schlettstadt ein wertvolles geschichtliches Denkmal zum Geschenk gemacht. Es ist dieses die Hohkönigsburg, welche nächst dem Heidelberger Schloß wohl die schönste und besterhaltenste Schloßruine Deutschlands. Dieselbe ist auf einem 755 Meter hohen Berggipfel, der die ganze Gegend beherrscht, erbaut.

Geschichtliche Erinnerungen mannigfacher Weise knüpfen sich an diesen prächtigen Bau.

Hier im schönen Lebertal lag Karl der Große gern der Jagd ob. In dem dicht bei Schlettstadt gelegenen Kinsheim (Kunigesheim) hatte er eine Pfalz mit dem Sitze eines Landgerichts für das ganze Elsaß. Die gewaltige Königsburg auf dem „hohen Berge" wurde aber erst von Friedrich von Hohenstaufen, der im Jahre 1080 von Kaiser Heinrich IV. mit der erblichen Herzogswürde im Elsaß beschenkt wurde, erbaut.



Schloß Hohkönigsburg in heutiger Gestalt.

Noch heutigentags trägt das Löwenthor am Eingang der Burg das Wappen der Hohenstaufen.

Friedrich erhob auch das nahegelegene Schlettstadt aus einem Dorfe zur Stadt, während das karolingische Kinsheim fast ganz niedergerissen wurde. Die Hohenstaufen waren selbst halbe Elsässer — die Großmutter des oben erwähnten Friedrich war eine elsässische Gräfin von Egisheim — sie hielten sich auch nachher viel im Lande auf und hinterließen zahlreiche Spuren ihres reichen Wirkens.

Kaiser Wilhelm II. war seit Jahrhunderten der erste deutsche Kaiser, der wieder die alte Hohenstaufenburg besuchte und von der Plattform den Blick über das herrliche Rhein- und Lebertal, weiter bis zum Schwarzwald und zu den Alpen schweifen ließ. In seinem Besitz ist die Burg auf alle Zeit vor dem Verfall geschützt, und so ist hier eine Wandlung eingetreten, wie sie Friedrich Rückert vorgeahnt, als er dereinst sein schönes Gedicht von der „Straßburger Tanne" schuf.




**Aus der Manöverzeit.** Einquartierung. Es waren heiße Tage gewesen, als die Artillerie endlich in K. einrückte, um den langersehnten Ruhetag zu feiern. Die Offiziere waren zum größten Teil ins Herrenhaus beim Amtsrat F. ins Quartier gelegt worden. Es war spät gewesen und das Bekanntwerden zwischen Wirt und Gästen auf vielerlei Schwierigkeiten gestoßen — was Wunder, wenn man sich gegenseitig auf morgen vertröstete. Morgen sollte alles nachgeholt werden — morgen stört kein Dienst — morgen ist Ruhetag! Mit diesem angenehmen Gedanken warfen sich die müden bestaubten Söhne des Mars dem Gott Morpheus in die Arme. Es war schon spät. Der Morgen weit vorgerückt. Vergebens spähte der Wirt verlangend nach seinen interessanten Gästen aus, das Morgenmahl winkt verlockend, doch alles bleibt totenstill, niemand läßt sich blicken. Höchst verdrießlich frühstückt der Hausherr allein. Es ist zehn Uhr! Da fällt plötzlich ein Pistolenschuß! Aus verschiedenen Thüren stürzen schlaftrunken mehrere Offiziere. Verworrene Rufe lassen sich hören: „Was ist geschehen?" „Was ist denn los!" — „Donnerwetter! Wer hat hier geschossen?" — Alles sieht sich verstört an. Da erschallt von unten eine Baßstimme: „So erweckt in K. der Quartiergeber seine Gäste!" — — Bis spät in die Nacht hinein hat das lustige Zechgelage gedauert — nun sucht jeder mehr oder minder schweren Hauptes sein Lager auf, denn morgen in aller Frühe soll weiter marschiert werden. Vor Tau und Tag ist alles gesattelt und gerüstet — reges Treiben drinnen im Hause und draußen auf dem Hof. Die Offiziere warten nur darauf, sich von ihrem Wirt verabschieden zu können, doch von dem ist nichts zu sehen. Er hat zu oft dem ihm zugetrunkenen: „Auf Wiedersehen!" Bescheid gegeben. Rache ist süß! In aller Eile wird ein Geschütz unter das Fenster des Unsichtbaren gefahren, blind geladen und — bumm! Dröhnt ein donnernder Schuß in den stillen, taufrischen Morgen hinaus, daß alle Fensterscheiben klirrend zerspringen. Im Hause des Herrn Amtsrat selbst, wie auch im Nachbarhause blieb keine Scheibe ganz. Ein entsetzter Kopf mit wirren Haaren und weitgeöffneten Augen erscheint oben in dem Fenster: „Um Gotteswillen, ist ein Unglück geschehen?" „Herr Amtsrat, so sagt die Artillerie ihrem Quartiergeber Lebewohl!"

**Die zweite Liebe.** Es soll in der Liebe einer Frau zu ihrem Mann einen Wendepunkt geben, der wenig beachtet wird, und an dem doch das Glück so mancher bis dahin sonnigen Ehe gescheitert ist. Bei einigen tritt er sehr früh, lange vor den Dreißigen, ein, zumal, wenn die Heirat aus rascher Leidenschaft geschlossen wurde; in den meisten Fällen jedoch offenbart er sich zwischen 35 und 42, wenn die Frau sich ihrem mittleren Lebensalter nähert. Dann erfolgt eine Umwälzung in dem gesamten sittlichen und geistigen Dasein des Weibes — eine Art eisig kalter Gleichgiltigkeit tritt ein, die zum vollständigen Haß anzufachen es nur eine leise Schroffheit im Benehmen des Gatten bedarf. Es ist nicht leicht, diesen Uebergangszustand zu erklären; aber der Beweis findet sich für den Beobachter überall, daß jede Frau in ihrem Leben zweimal, und beide Mal in verschiedener Weise liebt. Sie liebt den Gatten ihres Lebenslenzes; doch im Sommer ihrer Tage erheischt ihre Zuneigung andre Nahrung als die, welche aus Gewohnheit und Vergesellschaftung entsprießt — sie dürstet nach geistiger Genugthuung, sie versinkt in Träumerei, und jedes Wort des Aergers, jede Geringschätzung, jede Schwäche seitens des Gatten sammelt sich im Gedächtnis des Weibes an. Sie wird unglücklich, ohne zu wissen warum. Dieser Wendepunkt im innern Leben der Frau ist es, der meist die wunderbare Erscheinung erzeugt, daß zwei Leute, die sich oft unter den günstigsten Verhältnissen vereinigt und sich im Verlauf der Jahre ineinander hineingelebt zu haben scheinen, ohne eine bestimmte Ursache von einander abwenden, erkalten und niemals den frühern Ton wiederfinden können. Tritt diese leicht zu erkennende Periode ein, so sollte der Mann, will er sich sein Glück erhalten, von neuem zum Liebhaber werden.

**Vexierbild.**

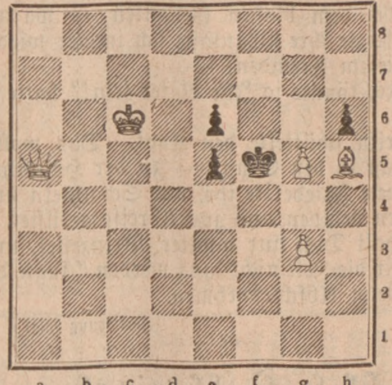



(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

**Schach-Aufgabe**

von Johannes Oehquist in Helsingfors.

Schwarz.



a b c d e f g h

Weiss. (5 + 4 = 9)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

**Große Vorbereitungen.** Student (zu seiner Wirtin): „Holen Sie mir doch sechs Maß Bier, ich studiere heut zu Hause!"

**Ein wohlwollender Vater.** Wie Friedrich Wilhelm I. von Preußen in der Ueberzeugung von der Preiswürdigkeit aller seiner Liebhabereien seine Kinder an die gesellschaftlichen Genüsse des Tabakskollegiums gewöhnen, wie er dem Kronprinzen durch Schenkung eines kleinen Kadettenkorps Liebe zum Soldatenwesen einflößen wollte, so sollten, wenn es auf ihn ankam, seine Söhne auch so tüchtige Jäger werden, wie er selber. Es ist nun fast rührend, zu sehen, wie in den wenigen uns aus der ersten Jugendzeit Friedrichs des Großen erhaltenen Briefen der Sohn die Gunst des gestrengen Vaters zu gewinnen oder zu befestigen sucht durch Berichte über die Fortschritte seiner kleinen Kadetten und über seine Jagderfolge. Immer kehren Nachrichten wieder, wie: „Meine Kompagnie hat nicht allein die Handgriffe sehr gut gemacht, sondern auch so gut gefeuert, daß es unmöglich besser sein kann." — „Meinem lieben Papa berichte mit allem unterthänigem Respekt, daß ich gestern bei meiner Kompagnie zu Köpenick gewesen; sie hat überaus gut exerzieret, und ich habe ihr auch, weil sie es so gut gemacht, ein Faß Bier geschenket." — „Gestern habe ich einen Hasen mit meinen neuen Hunden gehetzet, er kam nicht davon.

**Des Malers Rache.** Horace Vernet, der berühmte französische Maler, erhielt, als er noch weniger bekannt war, einst mehrere von ihm zur Kunstausstellung eingeschickte Gemälde von der Kommission als nicht geeignet zurück. Zur nächsten Ausstellung sendete er wieder eins, „Kunstkritiker" benannt, und dieses wurde von der arglosen Kommission angenommen. Es stellt einen Maler dar, der eine Landschaft malt, während ihm drei Esel aufmerksam über die Schulter zuschauen.

**Arg eifersüchtig.** Cigarrenhändler: „Warum wollen S' denn Ihr altes Cigarrl nicht mehr rauchen, Herr Schnabel!" — „Schau'n S', auf dem Kistendeckel is' so'n fesches Madel drauf, und da leidt's meine Alte nimmer!"

**Boshaft.** A.: „Ich bin heute sehr erkältet." B.: „Kein Wunder, Sie haben sich ja gestern in der Gesellschaft eine furchtbare Blöße gegeben."

**Aufgabe.**

Den nachfolgenden Wörtern:

**Jacht, Raute, Klammer, Siegel, Heuer, Dachs, Zeche, Norma, Lienz, Busch, Haut, Herde**

ist je ein Buchstabe zu entnehmen, dieselben aneinander gereiht, ergeben Vor- und Zunamen eines berühmten Helden der alten Zeit.

**Buchstabenrätsel.**

In einem Mittel, oft genommen
Von manchem Herrn und mancher Dame,
Wenn Trank und Speise nicht bekommen,
Liegt ein geweihter Frauenname.

**Rätsel.**

Man hat sie schon von Kindheit an
Und möchte sie nicht missen,
Kann man durch sie doch dann und wann
Manch Schönes auch genießen.
Doch kriegt man sie, möcht lieber man
Davon durchaus nichts wissen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

**Auflösungen aus voriger Nummer:**

des Rätsels: **Sorge**; der zweisilbigen Scharade: **Wehmut**; des Wortspielrätsel: **Sand**.



Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.